Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 190. Bromberg, den 5. November 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(18. Fortsetzung.)

Der Rittmeister hatte Dienst vorgeschützt und den Besuch im Hause Rosenberg schleunigst beendet, denn der weiche Klubsessel, auf dem er saß, war ihm vorgekommen, als sei er mit glühenden Nadeln gepolstert. Auf dem Rückweg hatte er zunächst eine Viertelstunde in qualvoller Überlegung verbracht, wie er Dorival die unerklärliche Abneigung der schönen Ruth servieren sollte, und war dann schließlich recht plump damit herausgeplatzt.

Darauf war Dorival mitten auf der Straße stehen geblieben und hatte laut herausgelacht!

Hatte auch keinerlei Neugierde gezeigt, Einzelheiten zu erfahren, sondern sich so benommen, als ob ihn diese dumme Geschichte gar nicht weiter wunderte. Worauf sich der Rittmeister an der nächsten Ecke empfohlen hatte! Daraus sollte der Teufel klug werden! Aber bei der nächsten Gelegenheit wollte er die schöne Ruth gründlich ins Gebet nehmen —

Dorival aber saß trübselig zu Hause, rauchte eine tröstende Zigarette und lachte nicht mehr.

Er kam sich sehr schlecht behandelt vor.

Tatsache war und blieb doch jedenfalls, daß er dieser hochmütigen Ruth einen sehr wertvollen und sehr gefährlichen Dienst erwiesen hatte. Da hätte sie doch wenigstens anhören können, was er ihr zu sagen hatte, und hätte ihm nicht auf beleidigende Weise bedeuten lassen dürfen, daß er im Hause ihrer Eltern nichts zu suchen habe. Sie war doch wirklich gescheit und hätte sich sagen müssen, daß der Räuberhauptmann doch wahrscheinlich triftige Gründe hatte, wenn er es wagte, das Haus im Grunewald aufzusuchen. Sie hätte wenigstens nach diesen Gründen fragen können. Sie hätte doch —

„Unsinn!“ sagte er.

Er überlegte:

Das Naheliegende war, fein säuberlich einen langen Brief zu schreiben und Fräulein Ruth auseinanderzusetzen, daß der Emil Schnepfe, den sie für diesen Emil Schnepfe hielt, nicht derjenige Emil Schnepfe war. Daß der Freiherr von Armbrüster zwar Emil Schnepfe gespielt hatte, aber dabei doch der Freiherr von Armbrüster blieb. Daß die verwickelte Geschichte mit einigem guten Willen auseinandergewickelt werden konnte! Daß eine einfache Erkundigung bei dem Rittmeister von Umbach die interessantesten Ergebnisse zeitigen würde! Daß hier das Leben wieder einmal bewiesen hatte, daß die getreuen Ritter schöner Damen doch noch nicht ganz ausgestorben sind!

„Quatsch!“ sagte er.

Wo blieb denn die ganze schöne Romantik?

Nein, da wollte er doch lieber das Spiel noch ein wenig weiter spielen und in seiner Doppelgängereigenschaft als Spitzbube vergnüglich der Dinge warten, die ohne Zweifel kommen würden.

Vielleicht — schreibt — sie — mir! dachte er.

Dieser Gedanke war ein Beweis dafür, daß das ruhige Abwarten dem Herrn von Armbrüster doch durchaus nicht so vergnüglich war, wie er sich das einbildete.

*

Dorival rauchte weiter und dachte noch an einige andere Dinge. An die fehlende Legitimationskarte zum Beispiel. Die war und blieb verschwunden.

„Sie Sache ist ganz klar“, sagte er sich scharfsinnig: „Mein — nee, Herr Emil Schnepfe, benützt natürlich meine Legitimationskarte als das geeignete Mittel, um ungefährdet auf Reisen gehen zu können. Wenn er klug ist, schüttelt er den Staub Europas von seinen Füßen. Ich gönne ihm von Herzen, daß er durchkommt. Aber neugierig bin ich, in welche Geschichten das Fehlen der Legitimationskarte mich nun wieder hineinbringt!

14.

Konsul Rosenberg war mit seiner Tochter durchaus nicht zufrieden.

Ruth hatte ihm Bericht erstattet.

Sie hatte ihm von der zufälligen gemeinsamen Fahrt im Auto erzählt. Schon während der Fahrt, als sie entdeckt hatte, daß der Herr neben ihr der berühmte Spitzbube war, war der Gedanke in ihr aufgestiegen, diesem Mann den Auftrag zu geben, den Brief zu beschaffen, den Labwein unterschlagen hatte. Und sie hatte dann weiter erzählt, wie sie sich erkundigt hatte, ob er auch Einbrüche besorgen könne und daß er ihr das Versprechen gegeben habe, ihr den Brief zu beschaffen. Und er hatte sein Wort gehalten. Dreißigtausend Mark hatte sie ihm geboten, aber er hatte das Geld nicht angenommen.

Der Konsul war fassungslos gewesen vor Erstaunen.

Er konnte es gar nicht verstehen, daß dies Schriftstück, das ihm so große Sorgen gemacht hatte, nun wieder in seine Hände gelangt war. Mit Freuden hatte er dem Kassierer die Anweisung gegeben, dem Überbringer der Besuchskarte seiner Tochter die dreißigtausend Mark auszuzahlen.

Aber zu Ruth hatte er, noch nachträglich von Angst gepackt, gesagt:

„Wäre es nicht besser gewesen, mir vorher von deinen Plänen Mitteilung zu machen? Deine Begegnungen, so ganz allein mit dem Menschen waren doch sehr gefährlich. Du scheinst dir darüber gar nicht recht klar gewesen zu sein?“

„Ich habe keine Angst vor ihm gehabt“, hatte sie beteuert. „Er hat sich mir gegenüber sehr taktvoll benommen. Taktvoller, als es wohl mancher Herr aus der guten Gesellschaft getan hätte. Nein, Vater, für mich war die Sache nicht gefährlich, nur für ihn!“

Der Vater hatte den Kopf geschüttelt.

So etwas war ihm noch nicht vorgekommen. Er hatte schon viel erlebt, drüben in Amerika, und hier in Deutschland, aber diese Sache hätte er für unmöglich gehalten, wenn sie ihm nicht von seiner Tochter Ruth, der klugen Ruth, erzählt worden wäre. In den ersten Tagen fürchtete er allerlei unangenehme Zwischenfälle. Er war darauf gefaßt, daß der Mensch, der im Auftrag seiner Tochter den Brief gestohlen hatte, nicht nur die ihm versprochenen dreißigtausend Mark abheben, sondern auch noch Nachforderungen stellen würde. Er hätte sich ja auch gern die Sache noch etwas mehr kosten lassen. Der Besitz des Briefes war ihm das Doppelte und mehr wert als dreißigtausend Mark. Aber — Wunder über Wunder — dieser sonderbarste aller Spitzbuben kam nicht! Nicht einmal die ihm zustehenden

dreißigtausend Mark holte er. Er mußte wirklich ein merkwürdiger Mensch sein.

„Wünsch' dir etwas, Ruth. Aber etwas Schönes! Es kommt mir nicht darauf an!" hatte der Vater zur Tochter gesagt.

Und da war ein zweites Wunder geschehen. Ruth hatte mit dem Kopf geschüttelt:

„Ich habe wirklich nichts nötig, lieber Vater!"

Da hatte der Herr Konsul ein ebenso erstauntes Gesicht gemacht, wie in dem Augenblick, als er den verwünschten Brief, an dessen Besitz ihm so viel gelegen war, in der Hand der Tochter sah. Ein weibliches Wesen, so jung oder alt, das keinen Wunsch hatte, war ihm unverständlich. Aber Ruth blieb dabei. Sie wünschte sich gar nichts! Sie freute sich nur, daß sie dem Vater einen Dienst hatte leisten können!

Eigentümlich!

Und der alte Herr machte sich allerlei Gedanken. Schließlich sagte er sich aber, daß die Aufregungen dieses tollen Streichs das Mädel natürlich angegriffen haben mußten. Selbstverständlich! Das war es!

*

Das Automobil des Konsuls Rosenberg fuhr vor der Haupttreppe der Villa vor. Der Fahrer gab das Hupensignal. Mit der Pünktlichkeit, die ihm in allen Dingen eigen war, erschien gleich darauf der Konsul, begleitet von seiner Tochter Ruth Ruth hatte sich zur Mitfahrt in die Stadt angekleidet. Sie wollte in der Stadt einige Besorgungen erledigen. Sie war in der letzten Zeit wenig aus dem Haus gekommen. Auch ihre Spazierritte im Tiergarten hatte sie eingestellt.

„Sie ist kopfhängerisch geworden," hatte der Konsul verwundert gesagt. „Ich verstehe das nicht!"

Seine Frau hatte keine Antwort zu geben vermocht. Ruth trug irgend etwas mit sich herum, das sie quälte, ihr jede Freude verdarb, sie ernst und still werden ließ. Und die Mutter hatte vergebens versucht, ihr Zerstreuung zu verschaffen. Ruth blieb einsilbig und in sich gekehrt.

Heute hatte ihre Mutter sie gebeten, mit dem Vater nach der Stadt zu fahren und Einkäufe zu machen, weil sie hoffte, daß die kleine Abwechslung das Mädchen ablenken würde.

Ruth saß still im Auto. Sie war ernst und schweigsam und vergebens suchte der Konsul das fröhliche, übermütige Lachen aus ihr zu locken, das sonst nie verstummt war, wenn er mit Ruth nach dem Büro gefahren war.

Der Konsul, dessen Zeit von seinen Geschäften fast vollständig in Anspruch genommen wurde und der gerade jetzt große Pläne zur Ausführung bringen wollte, hatte bisher die Veränderung nicht ernsthaft genommen, die mit Ruth in den letzten Wochen vorgegangen war. Sie war seit längerer Zeit nicht mehr mit ihm zur Stadt gefahren. Das hatte ihn nicht weiter verwundert. Er hatte angenommen, daß es ihr lieber war, die schönen Morgenstunden zu Spaziergängen zu benutzen, als sie in den dunkeln Kontorräumen zuzubringen. Nun aber fiel auch ihm das veränderte Wesen seiner Tochter auf.

Er betrachtete sie mit besorgtem Blick. Das Gesichtchen war schmaler geworden, um die Augen hatte sich ein dunkler Schein gelegt, und um den Mund lag ein eigener stiller Zug.

Er ergriff ihre Hand.

„Kindchen," sagte er, „Mama hat mir zwar aufgetragen, dich bei Herpich abzusetzen, ich nehme dich aber erst mal mit herauf zu mir."

„Weshalb, Vater?" fragte Ruth.

„Das werde ich dir oben bei mir sagen."

„Du machst mich neugierig. Hast du eine Überraschung für mich?" Ruth zwang sich zu einem Lächeln.

„Nein, im Gegenteil! Ich fürchte, die Überraschung wird mir von deiner Seite werden. Ich will nämlich 'mal wissen, was eigentlich mit dir los ist. Schon Otto machte mir, ehe er abreiste, Andeutungen, die darauf schließen ließen, daß er dich sehr verändert fand. Ich hatte bisher nicht darauf geachtet. Ich habe andere Dinge im Kopf, als den Launen kleiner Mädchen nachzuspüren. Aber jetzt merke ich selbst, daß bei dir etwas nicht in Ordnung ist. Ich will wissen, wo es fehlt. Komm nur mit."

„Bitte, lieber Vater, quäle mich nicht mit Fragen. Mir fehlt gar nichts. Laß mich zu Herpich fahren!"

„Nachher. Erst kommst du mit mir!" entschied sehr kurz der Konsul, jede weitere Einrede gegen seine Anordnung abschneidend. Er gab dem Fahrer die Weisung, nach dem Büro in der Dorotheenstraße zu fahren, und kurz darauf hielt das Auto vor dem großen Tor, über dem das Konsulatschild der Republik Costalinda hing.

Der Konsul führte sein Töchterchen in sein Arbeitszimmer.

„Einen Augenblick, Ruth," entschuldigte er sich. „Ich muß erst noch ein paar Worte mit Lebermann sprechen."

Er eilte in das Zimmer des Prokuristen.

Ruth hatte sich in einen der bequemen Ledersessel gesetzt, die für die Besucher des Konsuls aufgestellt waren.

Nur flüchtig sah sie sich in dem ihr wohlbekannten Raum um, dessen ruhige vornehme Ausstattung ihr als Kind einen fast beklemmend feierlichen Eindruck gemacht hatte.

Nichts in dem Raum hatte sich verändert, seit sie ihn vor Wochen zum letztenmal betreten hatte. Der Vater blieb lange. Sie wurde ungeduldig. Die Ankündigung des Verhörs, dem sie ausgesetzt werden sollte, verursachte ihr ein Gefühl des Unbehagens. Was sollte sie ihrem Vater auf seine Fragen antworten? Sie konnte doch nur immer wieder behaupten, daß sie sich ganz wohl fühle, daß ihr gar nichts fehle —

Sie stand auf und trat an den Schreibtisch des Vaters. In der Ecke rechts stand eine silberne Schale, auf der eine Anzahl Besuchskarten lagen. Der Diener hatte die Angewohnheit, die Karten solcher Besucher, die einen Namen von gutem Klang hatten, immer obenauf zu legen. Da lagen immer einige Karten von Bankdirektoren und Geheimen Kommerzienräten. Ruth ließ einige Karten durch ihre Finger gleiten. Da blieb ihr Blick plötzlich auf einem Namen haften, der sie interessierte.

„Dorival von Armbrüster," las sie.

Das war ja der Name, unter dem dieser — dieser Schnepfe von Umbach eingeführt worden war! Was hatte dieser — dieser Mensch bei ihrem Vater gewollt? War er erst kürzlich hier gewesen?

Sie hielt die Karte noch in der Hand, als der Konsul wieder in das Zimmer trat.

Er setzte sich in seinen Schreibsessel, ergriff Ruths Hand und zog sie zu sich heran.

„Nun mal 'raus mit der Sprache! Was hast du mir zu erzählen?"

„Nichts, Vater!"

„Sag mal, Kindchen, warum bist du denn so verstockt? Hast du kein Vertrauen mehr zu deinem Alten? Das war doch früher anders, da hatten wir keine Geheimnisse untereinander. Du hast mir dein Herz ausgeschüttet, und ich habe es gerade so gemacht. Hab' ich dir nicht alle meine Sorgen erzählt? Die Geschichte mit dem dummen Brief? Und auch sonst alles? Warum hab' ich das getan? Weil der Mensch jemand haben muß, mit dem er sich ausspricht, wenn ihn etwas bedrückt. Und hat es mir nicht Glück gebracht, daß ich so offen zu dir war? Hast du mir nicht geholfen, als ich schon an jeder Hilfe verzweifelte? Und nun willst du mir keine Gelegenheit geben, mich dankbar zu zeigen? Willst du ein Geheimnis vor mir haben? Nee! Das gibt's nicht! Wir sind zwei Verbündete, die treu zusammenhalten! Wir sind eine Genossenschaft auf Gegenseitigkeit! Also, was hat dich zum langweiligen Kopfhänger gemacht? Raus damit!"

„Ach, Vater, es ist ja schon vorbei!" sagte Ruth leise. „Es ist überwunden!"

„Na, das scheint mir aber nicht so!"

„Doch, du kannst's glauben. Es war ja auch zu dumm."

„Was war zu dumm?"

„Ich wollte eigentlich nicht darüber sprechen!"

„Aber, wenn ich bitte? Und verspreche, mit niemand darüber zu reden? Bei mir ist dein Geheimnis ganz sicher aufgehoben!"

„Du wirst vielleicht lachen, wenn ich es dir erzähle. Nein, bitte, Vater, lach' nicht darüber. Das mußt du mir versprechen!"

„Wie werde ich denn über etwas lachen, was meine kleine Ruth so traurig gemacht hat? Komm, setz' dich hier auf die Lehne des Sessels. Den Platz kennst du ja. Hast schon oft darauf gesessen, wenn du mir etwas zu erzählen hattest."

Ruth nahm folgsam Platz. Dann faßte sie mit beiden Händen den Kopf des Vaters und drehte ihn von sich ab, dem Fenster zu.

„Du mußt mich nicht ansehen!"

Der Konsul blickte nach dem Fenster.

„Ist's so recht?"

„Ja. Sieh mal, Vater, ich hatte dir doch erzählt, daß ich durch eine Anzeige in der Zeitung den Herrn, der vor dem Kaiserhof in unser Auto eingestiegen war, zu einer Besprechung eingeladen habe."

„Ja."

„Der Herr war sehr pünktlich. Ich auch. Dann sind wir in ein Café gegangen und dort haben wir alles besprochen. Er war sehr nett."

„Kunststück! So ein Heiratsschwindler hat Übung."

Ruth seufzte.

„Es ist wirklich sehr traurig, daß er so etwas macht."

„Was geht das uns an? Wenn es Frauensleute gibt,

die sich von solch einem Gauner anführen lassen — uns kann das gleichgültig sein."

Ruth seufzte wieder.

„Was hast du denn?"

Der Konsul sah seine Tochter an.

„Nein!" protestierte Ruth. „Du darfst mich jetzt nicht ansehen! Du hast es mir versprochen!"

Sie nahm den Kopf des Vaters wieder zwischen ihre Hände und drehte ihn so, daß er sie nicht ansehen konnte. Der Konsul ließ sie gewähren. Er hatte einen feuchten Schimmer in den Augen Ruths gesehen. Ein Bangen beschlich ihn. Er sagte leise:

„Weiter, Kind!"

Ruth nahm sich zusammen. Sie wollte sich nicht wie ein alberner, unglücklich verliebter Backfisch benehmen. Sie wollte stark sein. Und sie wollte sich nicht auslachen lassen.

„Du weißt, Vater, daß ich ihm dreißigtausend Mark versprochen hatte, wenn er uns den Brief beschaffte. Aber ihm war an dem Geld nichts gelegen. Gar nichts. Er wollte von mir — —"

„Na — was wollte er?"

„Aber Vater — meine Hand! Du tust mir weh!"

„Erzähl' weiter!"

„Er verlangte von mir — zwei Küsse."

Der Konsul gab die Hand der Tochter frei. Er wollte sich ihr zuwenden, da legte Ruth ihre beiden Hände auf seine Augen.

„So — jetzt halte ich dir die Augen zu, weil du immer den Kopf umdrehst!" sagte sie.

„Ich habe ihm dann, als er ein paar Tage später mir den Brief brachte — einen Kuß gegeben. Wirklich, nur einen, Vater!"

„Weiter!"

„Weiter ist nichts zu erzählen. Ich habe ihn danach nicht wiedergesehen. Er hat nichts von sich hören lassen. Gar nichts. Das Geld hat er bei dir auch nicht geholt. Er hat also nur von mir den Kuß haben wollen! Nur den Kuß!"

„Sonderbarer Schwärmer!" brummte der Konsul.

„Aber weißt du, Vater, was er mit dem Kuß gemacht hat? Er hat mich behext. Ich habe immer an ihn denken müssen. Und manchmal hatte ich eine Sehnsucht nach ihm — du glaubst nicht, was mir dann für verrückte Gedanken kamen. Es war mir, als wenn ich durch ganz Berlin laufen müßte, um ihn zu suchen, um ihn noch einmal zu sehen, noch einmal sprechen zu hören — ach, was weiß ich! Da sitzt man nun im Grunewald, in einer schönen Villa und er — dem wir verdanken, daß wir uns unseres Lebens freuen können — sitzt vielleicht hinter Gefängnismauern und hat niemand, der ihm ein freundliches Wort sagt!"

Sie stockte.

„Jawohl! Und — und mir ist zum Heulen zumute!"

Der Konsul strich ihr leise über das Haar.

Er ließ sie weinen. Er sprach kein Wort. Er war erschüttert. In ihrer Sorge um ihn hatte sie sich in die Verbindung mit diesem merkwürdigen Menschen eingelassen! Und in seiner Freude, daß endlich der gefährliche Brief wieder in seine Hände gekommen war, hatte er sich um den Preis wenig gekümmert. Sollte er nun den Erwerb des Briefes mit dem Glück seiner Tochter bezahlen? Nein! Es war doch undenkbar, daß sein vernünftiges Mädel ihr Herz an einen Menschen hing, der wegen aller möglichen Schandtaten von allen möglichen Polizeibehörden verfolgt wurde. Immer langsam! Erst dem Mädel Ruhe lassen — ihm auseinandersetzen wie — wie blödsinnig das alles war!

(Fortsetzung folgt.)

Die Rose.

Skizze von Kurt Münzer.

Als mein Freund ein Taschenbuch öffnete, fiel ein vertrockneter Rosenstengel heraus, um den sich ein wenig hellblondes Frauenhaar wand. Eine winzige, unerschlossene Knospe hing dürr an dem zarten Stiel. Die erschreckte Hast, mit der er alles wieder barg, verriet mir ein melancholisches Geheimnis, eine schmerzliche Erinnerung, die an der getrockneten Blume haften mußten. Und wirklich, bald darauf, an einem Herbstabend, der die Herzen schwer und sehnsüchtig nach Hingabe machte, erzählte er mir die Geschichte dieses kleinen Rosenstengels. Es ist eine traurige Geschichte. Da steht sie:

An einem kühlen Märztag ging ein junges, blasses Mädchen die Landstraße entlang, die vom Gutshaus ins Dorf führte. Die alten Linden waren noch nicht ganz kahl, und der See, im Sommer unsichtbar hinter den verwachsenen Büschen, glänzte kalt und weiß aus der Tiefe herauf. Da sah sie, mitten im Weg, einen ausgerissenen Rosenstrauch liegen, verdorrt, zertreten, von Pferdehufen zerstampft. Eine rührende Pflanzenleiche — so lag der entwurzelte Strauch da, um Staub zu werden. Das Mädchen hob ihn auf. Sie blies den Staub von ihm, schüttelte die zerknickten, dornigen Zweige rein, kehrte um und trug ihn heim. Im Garten besaß sie ihr kleines Gebiet, einen Winkel, der von Blumen überquoll. Jetzt war er noch leer. Die ersten Krokusköpfchen hoben sich der Sonne entgegen. Dort schaffte sie dem Findling einen Platz. Sie setzte ihn ein, band die zerbrochenen Ästchen gerade, richtete ihn an Stöcken auf, begoß ihn und begann ihn zu pflegen mit der Liebe, die sie allem, was lebte, entgegenbrachte. Der mißhandelte Strauch faßte wirklich noch einmal Wurzel. Er trank der Erde Saft und Kraft, seine Wunden heilten, im ersten Sonnenschein trieb er kleine Blätter und goldene Schößlinge. Und seine Pflegerin hockte vor ihm nieder, entzückte sich an seinem neuen Leben und gewann ihn lieb und lieber. Am Morgen und Abend jedes Tages kam sie in ihren Winkel und pflegte ihre Blumen. Alles blühte da: Veilchen und Nelken, Reseda und Feuerlilien, Mohn und Phlox, Balsaminen und Goldlack. Aber keine Rose. Nur dieser kleine Strauch war bestimmt, die königliche Blume zu tragen. Aber — er blühte nicht . . . Seine Blätter wuchsen, stark und fest, er schoß ordentlich in die Höhe und Breite, nur die Knospen blieben aus.

Bisweilen begleitete ein junger Herr das blasse Mädchen. Er hörte lächelnd zu, als sie ihm die Herkunft des Rosenstrauchs erzählte, und lobte ihre Pflege und Liebe, die sie ihm angedeihen ließ. Er mußte ihn begutachten und sollte sagen, weshalb er nicht blühen wollte. Aber das riet er nicht. Er meinte, man müsse ihm Zeit lassen, bis er alle Wunden verschmerzt und genug neue Kraft, um blühen zu können, aufgesogen habe.

Es war ein Septemberabend, da standen die zwei jungen Menschen wieder vor dem Strauch. Das Mädchen trug keine Sommerspur im Gesicht. Sie war blaß geblieben, ihr schöner, blonder Kopf neigte sich wie eine allzu schwere Blüte auf dem schlanken Hals. Ihre Hände waren fein und klein wie bei einem Kinde. Aber sie lächelte. Es war des Lebens ganze Seligkeit, die ihr um die Lippen und Augen spielte. Da raschelte es am Zaun. Es war die Dorfälteste, die sich herangeschlichen hatte, ein uraltes Weibchen, das Heilkräuter sammelte, kranke Kühe besprach und überhaupt mehr wissen sollte als andere Menschen. Sie hatte keinen Zahn mehr im Mund. „Mutter Katrin", rief das junge Mädchen. „Da seid Ihr ja wie gerufen. Könnt Ihr mir nicht sagen, wie ich den Strauch hier zum Blühen bringe?" Die Alte sah durch den Zaun. Ihre trüben Augen mochten kaum noch deutlich unterscheiden. Ihr Mund bewegte sich lautlos. Endlich sagte sie — sie hatte ein ganz hohes, dünnes Stimmchen — kaum verständlich: „Kindchen, Kindchen, müh dich nicht um ihn. Reiß ihn aus. Wenn er blüht, mußt du sterben . . ." Und sie schlürfte gebückt hinweg, ehe noch die zwei Erschrockenen sich regten. Der Schreck blieb beiden. Ob sie auch lachten und der Weissagung spotteten — der junge Mann sah nur oft, wie das Mädchen mit Angst ihren Strauß begoß und mit Scheu ihn betrachtete. Seine Blätter fielen schon, es wurde kalt. „Reiß ihn aus," sagte eines Tages der Herr und streckte schon selbst die Hand aus. Aber sie fing sie auf. „Nein, laß ihn leben. Ich bin nicht abergläubisch. Seine erste Rose schenke ich dir." Er umschlang sie. „Du! Mein!"

„Ja! Dein!"

Aber sie waren beide so jung. Nur sie so blaß, müde und zart, wie siebzehn Jahre nicht sein sollten . . . Der Gärtner hüllte den Strauch in Stroh. Der Winter ging vorüber, der neue Frühling kam. Und wieder trieb der Findling Blätter und Schößlinge. Das junge Mädchen pflegte ihn mit aller Sorgfalt. Der Freund begleitete sie oft. — Sie sprachen nie mehr von dem Spruch der Alten. Bisweilen aber geschah es doch, daß das Mädchen heimlich, daß niemand es sähe, sich bückte und suchte, ob irgendwo eine Knospe triebe. Dann stieg ihr Blut ins Gesicht. Auf ihren Wangen blühten die Rosen, die der Strauch nicht tragen wollte. Und oft auch schlich der junge Herr am Abend in den Winkel und hockte nieder beim Strauch und forschte angstvoll, ob er blühen würde . . . So kam er auch an einem Juniabend. Er sah sich vorsichtig um, niemand war nahe. Er bückte sich zum Strauch, der voll in Blättern stand — und da fand er: ein Zweiglein trieb eine Knospe; klein, hart und fest geschlossen begann da die erste Rose ihr Leben . . . Hatte sein Mädchen das schon gesehen? Sie hatte ihm nichts gesagt. Sie war heiterer in diesen letzten Tagen gewesen denn je. Nein, sie durfte es nie erfahren! Und er beschloß, das Schicksal zu betrügen. Er nahm sein Messer und trennte kurz und sicher den Knospenstengel vom Ast. Nun würde der Strauch nicht

blühen und die Geliebte würde leben bleiben. Aber in derselben Nacht gab es im Gutshaus Lärm, Licht, Laufen und Schluchzen. Das junge Mädchen war an einem Blutsturz gestorben . . .

Diese Geschichte erzählte mir mein Freund. Es war schon viele Jahre nach dem Tode seiner Braut. Und er fügte hinzu: „Ich weiß wohl, daß alles nur Zerfall war, zufällige Gleichzeitigkeit. Aber wenn ich daran denke, wie ich diesen Rosenstengel abschnitt, ist mir noch heute, als zerschnitte ich den Lebensfaden eines Menschen. Seitdem ist meine Rechte schwach, und so oft sie ein Messer ergreift, zittert sie.“

Erlebnisse eines Herrenfahrers.

Von Hans Bachwitz.

(Nachdruck verboten.)

Nachdem mir durch einen amtlich beglaubigten, gestempelten und mit Steckbrief-Lichtbild versehenen sogenannten Führerschein die Zensur IIIb und das Recht verliehen worden war, eigenmächtig Autounfälle herbeizuführen und polizeiliche Verkehrsverhinderungstänze heraufzubeschwören, setzte ich mich mit stolz geschwollenem Busen an die Lenkstange meines nagelneuen 3/8-PS-Zweisitzers, dessen Marke ich verschweigen will, und hupte zunächst einmal durch das Boschhorn. Hierdurch lockte ich einige Kinder, eine stellungslose Waschfrau und einen gelbgefleckten Pudel herbei.

Hierauf drückte ich auf den Anlasser und erzeugte ein neurasthenisches Zappeln im Motor. Dann drückte ich mit dem linken Fuß die Kupplung nieder, schaltete ersten Gang ein, zog den Fuß langsam von der Kupplung weg und gab ein bißchen Gas. Gleichzeitig hielt ich das Lenkrad mit beiden Händen umklammert.

Meine Erwartung, daß der Zweisitzer sich nunmehr in Bewegung setzen würde, erfüllte sich nicht. Dagegen verstummte das neurasthenische Geräusch. Ein inzwischen zur Vermehrung des Publikums angelangter, offenbar den Monteurkreisen angehöriger, jüngerer Herr meinte sachverständig: „Das Luder zieht nicht an!“

Ich dankte erst durch Salutieren mit zwei Fingern am Mützenrand und fragte, was dagegen zu machen sei. „Dreh'n Se nur vorne!“ riet der Sachverständige.

Worauf ich, wiederholt grüßend, ausstieg und den Hebel am Kühler in lebhafte Bewegung versetzte. Nach einigen Minuten erklang wieder das neurasthenische Geräusch. Der Pudel, den die Sache ebenfalls sehr interessierte, hatte sich vor mein Auto gelagert. Scheinbar befürchtete er hieraus nichts für seine Gesundheit. Die Kinder unterhielten sich mit den Hupen, die Waschfrau mit Kopfschütteln. Das Auto selbst stand wie die bekannte Mauer aus Lehm.

Ich war rat- und hilflos wie ein Säugling auf dem Nordpol. Dazu kam die Scheu vor öffentlicher Blamage. Ich reichte dem Monteur stumm eine Zigarette, auf diese Weise seine Unterstützung anrufend. Juristisch gesprochen beging ich eine „konkludente Handlung“. Es zeigte sich, daß das Volk der Jurisprudenz nicht so weltfremd gegenübersteht wie die Jurisprudenz dem Volke. Der schlichte Mann verstand mich. „Se missen 'n anfahr'n — das Luder!“

Also begab ich mich hinter das Auto, stemmte mich mit beiden Schulterblättern gegen die Rückwand und schob es an wie ein Motorrad. Ich hatte die Freude, es so in Bewegung setzen zu können. Da ich aber vergessen hatte, den Gang auszuschalten, und da es sich zur Unzeit erinnerte, ein selbsttätiges Fahrzeug zu sein, fuhr es plötzlich von selber los und ich fiel in den Straßenschmutz. Noch ehe ich mich aufraffen konnte, war das Schreckliche geschehen. Der Pudel, der die Gefahr so frech unterschätzt hatte, verquickte sein Veteranendasein unter der Vierradbremse. Selten ist Hochmut dermaßen zu Falle gekommen.

Ich galoppierte neben dem beängstigend hin und her schlingernden Wagen und enterte mit beispielloser Geschicklichkeit den Führersitz. Hinter mir schrien die Kinder und die Waschfrau. Nur der Pudel war stumm.

Da ich Konflikte mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch, dem Strafgesetzbuch und der Verkehrspolizeiordnung voraussah, gedachte ich, mich diesen sybillinischen Büchern durch die Flucht zu entziehen. Ha! Wozu hatte ich ein Auto? Im Nu kuppelte ich — zweiter Gang — Gas, kuppeln — dritter Gang — Vollgas! Schon fühlte ich, wie meine Verfolger im Staube verschwanden, da stand „das Luder“ abermals still wie ein Hünengrab, und im Nu war ich eingeholt und der Amtsgewalt eines eben aus der Erde schießenden Schupo anheimgestellt. Wegen Pudel-Totschlags.

Ich hatte vergessen, die Handbremse auszuhebeln.

Soweit ich den Prozeß wegen Ersatzes des Pudels zu überblicken vermag, wird mich dieser Leichnam annähernd so viel kosten wie das Auto. Der als Sachverständiger gehörte Tierarzt hat bekundet, der Pudel wäre sicher am nächsten Tage infolge Altersschwäche ohne fremde Unterstützung verschieden.

Man soll sich nie zu früh ein Auto kaufen.

Bunte Chronik

* **Ein Testament aus einem einzigen Wort.** In Toulouse starb vor einiger Zeit der reiche Sonderling Vallier, um dessen Testament jetzt ein großer Erbschaftsstreit entstanden ist. Ebenso eigenartig wie sein ganzes Leben war auch sein Sterben. Er lebte mit seiner Nichte in Unfrieden, weil sie sich seinem Willen und seinen Anschauungen über Lebensführung nicht fügen wollte. Als er aber sein Ende herannahen fühlte, ließ er von allen seinen Erben gerade diese Nichte zu sich kommen, um ihr sein Erbe anzubieten, wenn sie einem Verlangen von ihm nachkäme. Sein ganzer Besitz sollte ihr gehören, wenn sie es verstünde, sein ganzes Eigentum mit einem einzigen Worte zu umfassen. Er hatte zu diesem Zweck eine Schenkurkunde aufsetzen lassen, durch die die Schenkung auch rechtskräftig gemacht werden sollte. Zu dieser Schenkungsurkunde hatten sich auf Veranlassung des Erblassers acht Notare eingefunden. Das junge Mädchen stutzte einen Augenblick, machte dann eine „umfassende“ Bewegung und sagte: „Mein!“. Der Kranke war verblüfft, lächelte aber und machte die gleiche Handbewegung und sagte: „Dein!“. Natürlich wollten andere Erben das Testament anfechten. Die acht Notare aber konnten bezeugen, daß der Sonderling durchaus im Besitze seiner geistigen Zurechnungsfähigkeit gewesen ist. Und so wurde das junge Mädchen, das sich durch Erteilen von Privatstunden das Studium ermöglichte, die Besitzerin von fast zwei Millionen. — Das Postamt Toulouse wird wohl von jetzt ab viel Freierbriefe zu bestellen haben, vorausgesetzt, daß die glückliche Nichte wirklich existiert!

*

* **Das Modell nach dem Tode.** Der große englische Maler Hogarth hat von seinem Zeitgenossen, dem Schriftsteller Fielding, ein verblüffend ähnliches Porträt gemalt. Als er aber an dem Bilde zu arbeiten begann, war das Modell schon seit Monaten tot. Man konnte damals auch nicht nach Photographien arbeiten, denn es gab noch keine. Aber der berühmte Schauspieler Garrick war der gemeinsame Freund des Malers und des Schriftstellers gewesen. Eines Morgens machte sich Garrick die Maske Fieldings und ging zu Hogarth. Die Maske war so vollkommen gelungen, daß Hogarth ein Gespenst zu sehen glaubte und beinahe in Ohnmacht gefallen wäre. Garrick beruhigte ihn und Hogarth machte von Fielding, nach Garrick, ein sprechend ähnliches Porträt. Das ist sicher ein einzigartiges Beispiel von einem Modell nach dem Tode.

*

* **Um den Arbeitstag der Hühner.** Eine wirtschaftliche Organisation englischer Hühnerzüchter ist mit verschiedenen Tierschutzverbänden in Konflikt geraten, da die Vertreter der Tierschutzbewegung gegen gewisse Maßnahmen der Hühnerzüchter öffentlich Protest erhoben haben. Dazu gehört insbesondere, daß in den großen Hühnerfarmen die Gehege im Herbst bei Eintritt der Dunkelheit künstlich erleuchtet werden. Die Hühnerzüchtereien berufen sich darauf, daß sie solche Maßnahmen deswegen treffen, um den Hühnern Gelegenheit zu geben, noch bis 10 Uhr abends munter zu bleiben und Eier zu legen. Von 10 Uhr abends bis 7 Uhr früh bleiben die Farmen im allgemeinen dunkel, so daß das normale Ruhebedürfnis der Hühner gewährleistet erscheint.

Lustige Rundschau

* **Geistesgegenwart.** In der Gesellschaft werden Beispiele von Geistesgegenwart erzählt. Da mischte sich Frau W. ins Gespräch und berichtete von einem Eisenbahnunglück: „. . . und bevor wir recht wußten, was vorging, entgleiste der Wagen, fiel den Eisenbahndamm herunter und blieb unten liegen. Da fragte mich mein Mann: „Bist du verletzt?“ Ich antwortete: „Gott sei Dank, nein!“ Da versetzte er mir einen Faustschlag, so daß ich ein blaues Auge bekam, — und dafür bekamen wir 1000 Mark Schadenersatz. Sehen Sie, meine Damen und Herren, das nenne ich Geistesgegenwart.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.